

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 8

Artikel: Licht + Schatten : aus dem Leben eines Landarztes in der Innerschweiz
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus dem Leben
eines Landarztes in der
Innerschweiz

VON ***

LICHT +
 SCHWIEZ

Der arme Bergbauer Es war an einem kalten, unfreundlichen Märztag, als mich der telephonische Anruf eines armen Bergkindes erreichte, das mich mit schüchternen und flehender Stimme bat, ich möchte doch sofort zum obersten Bergheim zuhinterst im Tal kommen, da die ganze Familie in großer Not sei.

Die Dämmerung war bereits angebrochen, Regen klatschte an das Auto und die Straße war glitschig und gefährlich. Als das Auto auf dem letzten noch fahrbaren Feldweg stille stand, erwartete mich ein kleines Schulmädchen, um mir als Führerin zu dienen. Die Auskunft des Kindes war nicht gerade ermutigend. Das unsichere Drahtseil, welches das Heimwesen auf dem Berg mit dem Tale verband, war durch den Sturm zerrissen worden und konnte nicht mehr benutzt werden; der einzige Zugang durch Wald und Schlucht war durch eine riesige Lawine verschüttet.

Die Nacht war bereits hereingebrochen, und der Sturm tobte durch die steil aufsteigende Schlucht. Das Mädchen beleuchtete mit einer Stallaterne den unsichtbaren Weg. Nach einem Anstieg von einer schwachen Stunde über aufgeweichten, klebrigen Schnee standen wir vor dem Lawinenkegel, der sich zirka 500 Meter weit aus der engen Schlucht gezwängt hatte. In diesem Lawinenschutt lag der einzige Weg zum Bergbauern. In der Lawine war ein wirres Durcheinander von Steinen, Baumstämmen, abgerissenen Sträuchern und Eisblöcken. Dazwischen rannen Bäche von Eiswasser und der Wind pfiff mit gräßlicher Wucht um die aufgetürmten Ecken und Kanten.

Nach einem mühsamen Weg durch diese ungangbare Eiswüste langten wir nach einer guten Stunde am oberen Ende der Schlucht an und sahen nun das schwache Lichtlein des einsamen Gehöftes weit droben auf einem kahlen Hügel, der von der heruntergegangenen Lawine völlig abrasiert war. Vom Weg war in der Dunkelheit nichts mehr zu sehen. Der ganze Hügel war mit einer spiegelglatten Eisschicht bedeckt. Ein Hinaufkommen schien menschlich unmöglich.

Doch auch in dieser schwierigen Lage wußte das Schulkind Bescheid. Durch Jauchzen und Lichtsignale mit der Stallaterne gab es dem oben wartenden Vater bekannt, daß wir da unten warteten. Und siehe da, plötzlich rasselte ein Drahtseil, wie es zum Misttransport benutzt wird, über den vereisten Hang herunter und landete zu unsern Füßen. Mit Hilfe des klugen Bergkindes wurde ich kunstgerecht angeseilt. Die Seilwinde trat in Funktion, und langsam aber sicher wurde ich über den glasharten und steilen Hang hinaufgezogen, wobei es nicht zu vermeiden war, daß die häufigen Windstöße und der Graupelhagel mich immer wieder auf den harten Boden warfen, und das Hinaufschleppen auf allen Körperteilen vor sich ging. So kam ich endlich gänzlich durchnäßt, durchfroren und erschöpft bei der armeligen Hütte des Bergbauern an. Da sah ich allerdings sofort, daß es keine Zeit gab, sich zu erholen.

Im kalten Keller, wohin man mich vorerst führte, lag auf den kahlen Boden hingebettet die Leiche eines fünfjährigen Kindes. Die Händchen waren liebevoll gefaltet und hielten ein Kreuzlein fest wie angefroren. In stummer Trauer stand der Bauer vor dem Kind und betete in Ergebenheit ein Vaterunser. Aus seinen wenigen Worten konnte ich entnehmen, daß das Kind während der vergangenen Nacht erstickt sei. An was? Warum?

In der Wohnstube neben dem einzigen Kachelofen des Hauses sah ich im trüben Lichte der Petroleumlampe auf Laubsäcken hingebettet zwei weitere Kinder im Sterben. Sie waren bewußtlos, der Atem ging röchelnd und hörte von Zeit zu Zeit überhaupt auf, die Gesichter waren tiefblau und schrecklich verzerrt, die Augen traten aus den Höhlen, alle Muskeln des Halses und der Bauch- und Brustorgane kämpften bis zur Erschöpfung und rangen nach Luft, die Pulse liefen auf den höchsten Touren und zeigten die unmittel-

bare Lebensgefahr an. Die Stille der einsamen Bergstube wurde nur mehr durch das Keuchen der versagenden Atmung der Kinder unterbrochen.

Die Diagnose war einfach: es war der gefürchtete Krupp. Nur sofortige Entschlußkraft und energisches Handeln konnten das erlöschende Leben der beiden Kinder nochmals zurückrufen.

Der Luftröhrenschnitt gelang trotz der schwierigen Verhältnisse, der Lufthunger ging zurück, die Atmung wurde ruhiger, regelmäßiger, tiefer. Das Leben kehrte langsam wieder in die erkalteten Leiber zurück. Einige Einspritzungen brachten den Pulsschlag wieder in die normale Form und erleichtert, müde und erschöpft konnte ich die Kinder wieder dem besorgten Vater als wunderbare Himmelsgabe übergeben.

Doch weiterhin war das Gesicht des armen Mannes traurig und gequält. Erst jetzt kam mir zum Bewußtsein, daß die Mutter fehlte; ich hatte ihre Abwesenheit in der Eile um die Rettung der Kinder gar nicht bemerkt. Stumm führte mich der Bauer in die Kammer.

Da lag sie im Bett, bewegungslos, bewußtlos. Sie hatte von der Rettung ihrer Kinder nichts gemerkt. Das Blut rann über die Bettstatt auf den rohen Tannenboden.

Auch in diesem Falle war die richtige Diagnose schnell gestellt. Die tapfere Frau hatte infolge der Anstrengungen, der Not und der Sorgen der letzten Tage eine Frühgeburt erlitten. Sie war bereits völlig ausgeblutet. Auch hier konnte nur mehr schnellstes Handeln das Leben retten. Auch hier gelang es mir, trotz schwierigsten Verhältnissen zu helfen. Ich konnte die abgestorbene Frucht ausräumen. Die Blutung stand still, der Pulsschlag kehrte zurück, die Frau erholte sich, kam wieder zu sich und konnte die freudige Nachricht von der glücklichen Rettung ihrer Kinder empfangen. Diese kräftigte ihren Lebensmut, sie war gerettet.

So wurde der dreifache Tod aus dem Hause verbannt, und erst jetzt verschwand der kummervolle Ausdruck aus dem Gesichte des Bergbauern und machte einem glücklichen, dankbaren, aber wortlosen Lächeln Platz. In einem solchen Augenblick müssen Worte versagen.

Inzwischen war Mitternacht längst vorbei. Der Wind heulte mehr denn je um die einsame Hütte. Völlig erschöpft, doch glücklich suchte ich einige Stunden Ruhe auf einer harten

Bank, einzig gestört durch die ruhigen Atemzüge der geretteten Kinder.

Die reiche Amerikanerin Der Kurarzt des Grand Hotel auf dem Berg wünschte dringend ein Konsilium. Eine reiche Amerikanerin sei plötzlich nach einer üppigen Mahlzeit an einer Angina pectoris erkrankt. Er vermutet sogar einen Herzinfarkt.

Das Wartzimmer war voll von Kranken, die zum Teil schon über eine Stunde gewartet hatten und noch die Zugsanschlüsse nach allen Richtungen erreichen mußten. Der Fall war aber dringend und so entschied die Gewissenspflicht zugunsten der Amerikanerin.

Im Grand Hotel fand ich eine ältere, wohlbelebte, reichlich aufgemachte Frau in einem Luxusappartement. Die Patientin schien sehr angegriffen, war stark aufgeregt und klagte über bohrende Schmerzen über dem Herzen, die nach dem linken Arm ausstrahlten. Das blaue Aussehen, der kleine, schnelle Puls und der hohe Blutdruck gaben mir den Beweis, daß der Kurarzt mit seiner Diagnose recht hatte. Zur weiteren Abklärung war ein Elektrokardiogramm und ein Blutuntersuch notwendig. Ich verlangte sofort vom Spital die notwendigen Apparate und die Bedienungsschwestern. In der Zwischenzeit nahm ich die ordentliche Anamnese auf.

Die Frau sagte mir, daß sie aus New York gekommen sei und sofort – falls nötig – ihren Hausarzt per Flugzeug kommen lassen wolle. Die vielen Brillanten, die sie auf sich trug, zeigten deutlich genug, daß sie wohl imstande gewesen wäre, ihren Wunsch durchzusetzen. Ich erklärte ihr, daß dies nicht nötig sei, und sie solle sich keine weiteren Sorgen mehr machen, worauf sie sich etwas beruhigte.

Was mir aber in keiner Weise gefiel, war einmal der Hund, der träge zu ihren Füßen auf dem Bette lag und mich ständig ankläffte, wenn ich eine Untersuchung für notwendig fand oder den Puls der Patientin kontrollieren mußte. Ferner gab mir die Begleitperson der Amerikanerin auf die Nerven, die noch mehr kläffte als der Hund. Der Hund und die Pflegerin machten einen solchen Lärm, daß sie die Aufregung ständig steigerten. Ich verlangte mit Bestimmtheit, daß die beiden das Zimmer zu verlassen hätten. Das Gekreisch der aufgeeregten Pflegerin und des wütenden Hundes hörte auch auf dem Gang draußen nicht auf

und versetzte das ganze Grand Hotel in Aufregung.

Als das Elektrokardiogramm und der Blutuntersuch vorlagen, war kein Zweifel mehr möglich, daß sich ein Herzinfarkt eingestellt hatte. In der Absicht, die Patientin auf die Notwendigkeit einer länger dauernden Betttruhe vorzubereiten, erklärte ich ihr in schmäler Weise den Ernst ihres Herzleidens und verursachte dadurch ungewollt eine neue Aufregung, da sie eben gehört hatte, daß ein amerikanischer Admiral in Neapel an einem Herzinfarkt plötzlich gestorben war. Erst als die sofort eingeleitete Therapie ihr gegen den Abend hin eine spürbare Besserung und mit der Zeit sogar eine völlige Beschwerdefreiheit brachte, beruhigte sie sich wieder und faßte endlich das notwendige Zutrauen zu ihrem behandelnden Arzt. Sie schlief ruhig ein und verbrachte eine wohltuende Nacht. Es war lange nach Mitternacht, als ich von diesem ersten Erfolg nach Hause kam und noch die dringenden Tagesarbeiten erledigen konnte.

Der weitere Verlauf ging ganz nach Wunsch. Der tüchtige Kurarzt befolgte meine Vorschläge, und wir besprachen täglich am Telephon das notwendige Vorgehen. Als sich nach Wochen der Infarkt zurückgebildet hatte, durfte die Heimkehr nach Amerika im Flugzeug gewagt werden. Ich stellte daher vor der Abreise der Patientin in ordentlicher Weise meine Honorarforderung im Betrage von Fr. 250.–, wovon ich selbst noch Fr. 50.– dem Spital für die verlangte Hilfe bezahlen mußte.

Wie groß war mein Erstaunen, als ich am Tage nach der Abreise der steinreichen Frau in meinem Postcheck den Betrag von Fr. 150.– vorfand; sie hatte mich schamlos um hundert Franken betrogen!

Der Hotelier war empört und erzählte mir, daß die Amerikanerin für ihr Luxusappartement täglich Fr. 100.– und für den Hund Fr. 10.– extra bezahlen mußte. Der Kurarzt bekannte mir, daß er zuerst einen Professor aus der Universitätsstadt hätte anfragen müssen. Dieser habe ihm zum voraus Fr. 1000.– für einen Besuch verlangt. Hierauf hätte er einen bekannten Herzspezialisten aus der Stadt angefragt, der ihm ein Honorar von Fr. 500.– für das Konsilium gefordert hätte; erst dann sei er auf Wunsch der Kranken an mich gelangt.

Solche Gäste machen uns die Amerikaner wirklich nicht sympathischer!

Undank ist der Welt Lohn Es war an einem Sonntag des Spätwinters, trüb, regnerisch und grau. Beim frühen Ein-

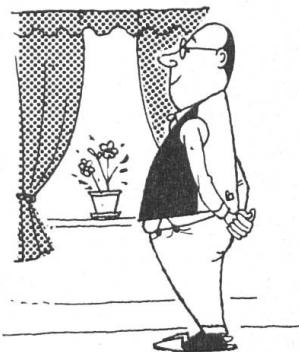
nachten wurde ich von einem angesehenen Mann in gehobener Stellung dringend zu seiner Frau gerufen, die an ihrem ersten Kinde in den Geburtswehen lag. Der besorgte Mann erklärte mir, daß die Frau seit dem frühen Morgen schwere Krampfanfälle habe, die sich nun gegen den Abend in ihrer Heftigkeit steigerten und sich schließlich jede halbe Stunde einstellten. Die Hebamme hätte schon am

Morgen nach dem ersten Anfall einen Arzt verlangt. Dieser sei gekommen und hätte die Anfälle als harmlos angeschaut und der Gebärenden irgendein Pulver verabreicht.

Ich fand eine schwer mitgenommene Frau in höchster Lebensgefahr. Die Geburt war wenig fortgeschritten, der Muttermund erst zweifrankenstückgroß, der Blutdruck auf 250 gestiegen, aber das Kind lebte noch. Während des Untersuchs stellte sich der siebente Anfall ein mit heftigsten Krämpfen, bei denen sich alle Glieder in größter Starrheit verkrümmten.

Der kleine Familienfilm

von Hans Moser



Mann denkt, Frau würde sicher gerne einmal abends ausgehen; es ist nicht gut für sie, immer zuhause zu sitzen.



Warum nicht wieder einmal mit ihr in einen Film? Studiert die Kinoseite in der Zeitung.



«Träumerei in der Südsee»? Stellt fest, dass er keine Lust für diesen Film verspürt.



«Frauen hinter Gitter». Vermutet, dass das eher etwas für neugierige junge Leute ist.



«Das Maderl am Titisee»... Brrr.



Entschliesst sich, doch lieber zuhause zu bleiben; hier fühlt sich Frau ohnehin am wöhlsten.

Aus der Mappe einer Lehrerin einer kleinstädtischen Sekundarschule

Im Rechnen sollte eine Schülerin die vier Grundoperationen aufzählen.

«*Addition, Subtraktion, Division.*»

«Das sind ja nur drei, wie heißt denn die vierte?»

«Denke an eine einfache Rechnung wie zum Beispiel $7 \times 4, 3 \times 5.$ »

Nun wird es hell im Gesicht der Gefragten, und mit großer Sicherheit verkündet sie:

«*Die vierte ist die Maleroperation.*»

*

Nachdem wir im Deutschen das Gedicht «*Die Bürgschaft*» von Friedrich Schiller behandelt hatten, las ich in einem Aufsatz: *Und die Treue, sie ist doch kein Lehrerwahn.*

Die ganze Klasse freute sich an dieser Wendung und half bei der Korrektur lachend mit. Wie staunte ich aber, als ich des Abends das gleiche Heft nochmals durchschaute.

Unter dem Titel «*Verbesserung*» fand ich den Satz wieder – in dicker, zackiger Schrift, als habe er für alle Zeiten Geltung:

Und die Treue, sie ist doch ein Lehrerwahn.

*

Die Geschichte der alten Völker und der Eidgenossen wird oft willkürlich verändert:

*

Rumbulus gründete Rom.

*

Später regierte Kaiser Baldrian.

*

In Zürich atmeten nur die Reichsvögte.

*

Rudolf Brun verbrannte die Ritter nach Rapperswil. Das paßte ihnen aber gar nicht. Sie kamen wieder, und da Brun von ihrer Ankunft wußte, nahm er einen erfolgreichen Sieg hervor. Das war eine Mordnacht.

*

Solothurn und Freiburg waren beschränkte Mitglieder der Eidgenossenschaft.

*

Hoch stieg der Rauch in die Höhe, der das Zeichen der alten Eidgenossen sein soll.

*

Und noch eine Blüte aus der Geographie:
Bei Neapel erhebt sich die Venus.

Der Anblick der armen Frau war schrecklich, die Diagnose aber einfach. Es handelte sich um eine äußerst bedrohliche Eklampsie. Höchste Eile war notwendig, um die junge Frau zu retten. Nur ein Kaiserschnitt konnte ihr das entschwindende Leben wieder zurückgeben. Hiezu war ein Transport in die nächste Stadtklinik notwendig.

Es war im wahrsten Sinne ein Wettkampf mit dem Tod. Man hatte das schreckliche Gefühl, daß der kalte Sensemann im Auto auf der Lauer lag. Während der Fahrt stellten sich neue Anfälle ein. Es mußte im Auto eine Narkose gemacht werden; darauf setzte die Herzaktivität aus. Heroische Anstrengungen waren notwendig, bis der Puls wieder fühlbar wurde. Weiterfahren; wieder anhalten; die Narkose kontrollieren, Einspritzungen machen; weiterfahren; wieder anhalten. Völlig erschöpft kam ich endlich mit der kaum noch lebenden Frau in der Klinik an.

Die Operation war bereits vorbereitet. Sie gelang unter den geschickten Händen des Spezialarztes ausgezeichnet. Eine Bluttransfusion gab der Patientin neue Kräfte, und nach bangen Stunden erwachte sie langsam aus ihrer Lethargie. Das Kind war leider verloren; die vielen Anfälle und die Herzschwäche hatten seinen Tod herbeigeführt. Die Mutter aber wenigstens war gerettet.

Glücklich darüber, daß sich meine ungeheure Anstrengung gelohnt hatte, kehrte ich um die mitternächtliche Stunde mit dem Ehemann nach Hause zurück. Nachdem die Frau später wieder gesund die Klinik verlassen konnte, mußte ich ihr noch einige Male den Blutdruck und die Nierentätigkeit kontrollieren, aber nach Abschluß der Behandlung konnte ich die junge, glückliche Frau dem Manne gesund und wohlbehalten zurückgeben.

Die Formalität der Rechnungstellung schien einfach zu sein, da die Patientin in einer Krankenkasse war. Die Rechnung wurde nach dem kantonalen Ärztetarif, der sogar für die Armengeössigen obligatorisch erklärt wurde, auf dem offiziellen Formular detailliert ausgestellt, der Kasse überwiesen und von dieser ohne Einwendungen bezahlt. Die Kasse hatte allerdings, gemäß ihren Statuten, das Recht, die Kosten für die Fahrt in die Stadt im Betrage von Fr. 60.– dem Ehemann zu berechnen, dessen Einkommensverhältnisse ihm ohne Schwierigkeiten gestatteten, diesen Betrag der Kasse zurückzuzahlen.

Wir groß war mein Erstaunen, daß nun ausgerechnet dieser Mann mich vor der ganzen Gemeinde angriff mit der Behauptung, die Rechnung sei viel zu hoch. Ich hätte für die Fahrt weniger berechnen, dafür aber die Kasse anderweitig belasten sollen. Kurz, zum Dank für meinen Einsatz wurde mir zugemutet, die Kasse zu betrügen. Weil ich diese Zumutung empört abwies, verschrie mich der Mann in der ganzen Gemeinde als habgierig.

Die gerettete Frau hatte das Glück, im Laufe der Jahre eine große Zahl gesunder Kinder zur Welt bringen zu dürfen. Ich aber hatte keine Gelegenheit mehr, je wieder ihr Haus zu betreten.

Die Mutter Das Ehepaar war glücklich, als es aus der Großstadt in das etwas abseits vom lebhaften Bergdorf am Waldrand gelegene Häuschen einzog. Die Frau war voll Lebensmut und Aufgeschlossenheit für alles Schöne. In ihrem geschmackvoll eingerichteten Heim verkehrten von geistigen und künstlerischen Ideen erfüllte Gäste.

Leider war es ihr vorerst nicht vergönnt, ihre mütterlichen Gaben eigenen Kindern zu schenken, da ihre Ehe kinderlos verlief. Obwohl sie nicht untätig war, sich mancher Bedürftigen annahm und ihre eigene Person als FHD und Rotkreuzfahrerin einsetzte, als das Vaterland während des Krieges ihrer bedurfte, lag die Kinderlosigkeit wie ein Schatten auf ihrem Glück und dämpfte ihre Vitalität. Sie war öfters krank, und immer stärker zeigte sich eine asthmatische Konstitution mit heftigen Anfällen. Nur ein Kind konnte noch Heilung bringen.

Glücklicherweise fiel in diese schwere Zeit die Entdeckung der Hormontherapie und brachte in vielen Punkten Fortschritte, an die man früher nicht zu hoffen gewagt hatte. Und als ich ihr bei einem schweren Asthmaanfall die freudige Mitteilung machen konnte, daß sie ein Kind erwarten dürfe, hörten die Anfälle auf, und das glückliche Lächeln erschien wieder auf ihrem Antlitz. Die Schwangerschaft verlief in guter Gesundheit und körperlichem und geistigem Wohlbefinden.

Erst die Geburt brachte wieder neue Sorgen. Infolge der langen Wartezeit waren die günstigen Jahre für eine komplikationslose Geburt dahingegangen. Die Geburt verlief schwer und stand schließlich trotz aller Mittel still. Das Kind, auf das sie alles Lebensglück ge-

setzt hatte, war ernstlich gefährdet. Die Aussichten für das Leben der Mutter waren trübe.

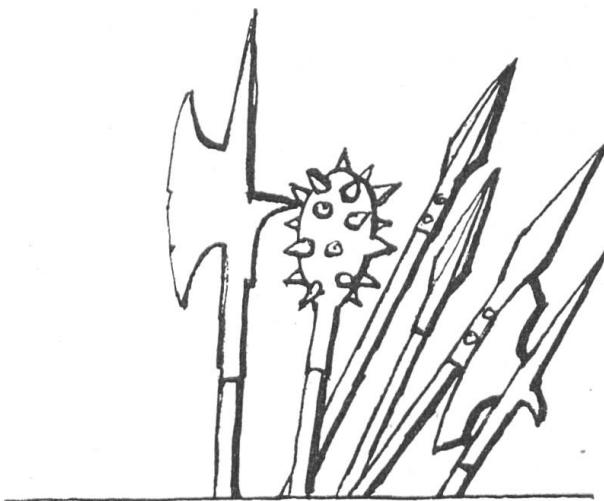
In dieser Not zog ich einen Spezialarzt zu, der von einer Operation abriet, da der Erfolg zu ungewiß erschien. Die Mutter entschloß sich aber, ihr Leben zu opfern für das des Kindes; ein heroischer Entschluß für die Mutter und den Arzt. Doch ihr Wille wurde zur schweren Pflicht. Wie ein Altdruck lag die Verantwortung auf den beiden Ärzten. Da mir als Hausarzt die Bitten der Patientin größeren Eindruck machten als dem kühl rechnenden Spezialisten, drang auch ich auf ihn ein, die Operation vorzunehmen, auf meine Verantwortung.

Die schwere Operation gelang ausgezeichnet. Ein prächtiges, gesundes und voll entwickeltes Mädchen kam zur Welt und konnte dem glückstrahlenden Vater, der mit banger Sorge im Vorzimmer gewartet hatte, übergeben werden. Dank dem Penicillin konnte die gefürchtete Infektion vermieden werden. Es ist nicht möglich, mit prosaischen Worten das Glück der Mutter zu beschreiben.

Nochmals verdunkelte sich während des Wochenbettes der wolkenlose Himmel. Eine Thrombose hatte sich unvermutet eingestellt, die Gefahr der Embolie stieg von Tag zu Tag. Und auch hier war es die moderne Medizin, die in dieser Not half. Die Thrombosemittel, die man Anticoagulantien nennt, brachten die Heilung. Das Kind wuchs heran und war der Sonnenschein aller im Hause am Waldrand. Zum erstenmal in meiner ärztlichen Tätigkeit erhielt ich zu Weihnachten von einer dankbaren Patientin ein prächtiges Arrangement von wunderbaren Blumen, köstlichen Früchten und und seltenen Weinen.

Die Jahre vergingen. Und wiederum wurde das Familienglück durch eine schwere Krankheit getrübt. Die Mutter bekam eine Angina. Sie machte sich aber in ihrer Energie über diese angebliche Kleinigkeit keine weiteren Sorgen. Erst als trotz aller Hausmittel die Schmerzen immer noch zunahmen, kam sie endlich wieder zu ihrem Hausarzt. Noch heute denke ich mit Bangen an jene Stunde, an der ich die Diagnose stellen und ihr die Wahrheit mitteilen mußte. Die vermeintliche Angina war ein seltener Tumor der Halsmandeln, ein Sarkom, glücklicherweise ein strahlenempfindliches, das nach der eingeleiteten Röntgentherapie sich schnell wieder zurückbildete.

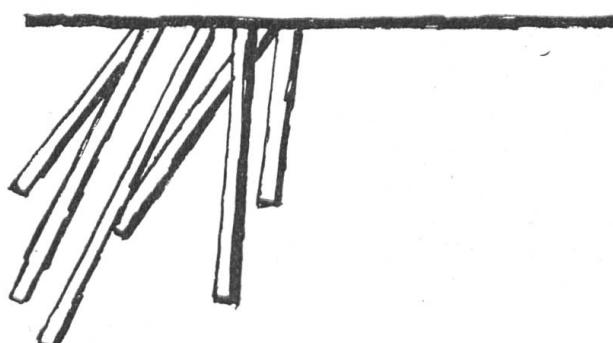
Und nun geschah das Unerwartete und



Die vernachlässigte Schweizergeschichte

«Einstige Sekundarschüler kennen die Geschichte Griechenlands und Roms besser als die Geschichte des eigenen Vaterlandes. Mittelschüler sind in der Weltgeschichte daheim und kennen die Schweizergeschichte nur als Wellenschlag europäischen Geschehens.»

Aus einem Expertenbericht über die Rekrutenprüfungen



menschlich nicht Erklärbare. Statt in der notwendigen ärztlichen Kontrolle zu bleiben, ging diese intelligente Frau zum Kurpfuscher. Dieser brachte die unerfahrene, aber doch selbständige und willensstarke Patientin in eine solche Abhängigkeit, daß sie fortan ihren vertrauten Hausarzt mied. Leider stellten sich nur allzu schnell die schweren Folgen ein. Ein Ischias trat auf. Natürlich teilte sie dies ihrem Kurpfuscher mit, der ihr in seiner gewissenlosen Unerfahrenheit weiterhin jegliche ärztliche Hilfe verbot, und sie mit allen Mitteln an sich fesselte. Der Ischias wurde immer ärger, die Schmerzen steigerten sich ins Unerträgliche.

Eines Tages war es so schlimm, daß sie mich rufen ließ; sie konnte nicht mehr nach Appen-

zell fahren. Die Diagnose war wiederum sehr einfach, aber fürchterlich. Der vermeintliche Ischias war nur ein Symptom dafür, daß der Krebs sich nun auch in der Wirbelsäule eingefressen hatte. Vorerst war eine Einspritzung gegen die schrecklichen Schmerzen notwendig, dann sollte natürlich sofort eine Röntgenaufnahme und anschließend eine weitere Bestrahlung vorgenommen werden.

Als ich als alter, vertrauter und helfender Hausarzt am andern Morgen wieder kommen wollte, um sie verabredungsgemäß abzuholen und in den Spital zu führen, wollte sie nichts mehr von mir wissen und verschloß mir die Türe. Was war geschehen?

Der Kurpfuscher hatte ihr mitgeteilt, daß er ihr nun nicht mehr helfen könne, da sie von einem Arzt eine Einspritzung erhalten habe und daher vergiftet worden sei. In solchem Maße hielt der verantwortungs- und gewissenlose Mensch sie in seinen Klauen.

Erst nach weiteren drei Monaten ernster Zwistigkeiten gelang es endlich dem verzweifelten Ehemann, die arme Frau aus dieser Umklammerung zu lösen und sie einer geordneten ärztlichen Behandlung zuzuführen. Es war leider zu spät. Die Frau starb nach kurzer Zeit an ihrem qualvollen Leiden. Der schwere Schlag war für den Ehemann zu viel. Er folgte ihr im Tode nach wenigen Monaten und hinterließ eine arme, kleine Waise. Seither steht das schöne Haus am Waldrand öde und verlassen da.

Der Bürgermeister von Saarbrücken

Es war wiederum das Grand Hotel auf dem Berg, welches dringend Hilfe forderte. In den ersten Jahren der Nachkriegszeit hatten zwei bekannte schweizerische Schriftsteller die hervorragende Idee, die Bürgermeister aus den kriegsgeschädigten und entzweiten Ländern an diesem schönen und friedlichen Ort auf dem Berg über dem See zusammenzurufen, um die vielen dringenden Zeitprobleme in offenen Aussprachen zu lösen und den Schutt des gegenseitigen Mißtrauens wegzuräumen. Der Bürgermeister von Saarbrücken fiel dabei während eines flammenden Friedensappells bewußtlos zusammen.

Ich fand ihn bewußtlos auf einem Sofa gelagert. Die feinen durchgeistigten Gesichtszüge waren blau, die Atmung röchelnd und zeitweise aussetzend, der Puls fadenförmig und schnell. Es handelte sich unzweifelhaft um ei-

nen schweren Herzcollaps mit Versagen des ganzen Kreislaufes infolge eines eingetretenen Infarktes. Der Zustand des Patienten war im höchsten Grade bedrohlich; nur bei sofortigem, richtigem Handeln bestand eine geringe Hoffnung, den Kranken zu retten. Ich blieb daher voller Sorgen am Krankenlager des Bürgermeisters, verabreichte ihm von Zeit zu Zeit die notwendigen Einspritzungen und verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit den weiteren Verlauf der schweren Herzattacke.

Gegen den Abend trat eine Besserung ein. Die Bewußtlosigkeit schien sich langsam zu lösen. Es lag eine düstere Stimmung über dem Grand Hotel. Die Freunde und die übrigen Teilnehmer des Kongresses französischer und deutscher Zunge warteten voll Mitgefühl auf die ärztlichen Berichte, die ich alle Stunden durchgab. In der Nacht war die Besserung so weit fortgeschritten, daß ich mich mit dem Kranken ohne Schaden für ihn unterhalten konnte. Wir waren stundenlang allein im Zimmer und der Patient empfand das Bedürfnis, sich dem Arzte gegenüber auszusprechen. So erzählte er mir langsam, unterbrochen von längeren Pausen: «Herr Doktor, sehen Sie dieses Loch an meiner Stirne und ein gleiches Loch hinten am behaarten Kopf? Ich will Ihnen sagen, wie ich dazu gekommen bin.

Ich bin Sozialist. Ich habe mein Leben lang für das Wohl der bedrängten und minderbemittelten Mitmenschen gearbeitet, weil ich überzeugt bin, daß das schwere Los dieser Menschen verbessert werden muß. Ich bin aber immer ein guter Christ geblieben und habe meine Tätigkeit als Sozialistenführer von dieser höhern Warte aus aufgefaßt.

Ich weiß, daß ich sterben muß, aber sehe dem Tode ruhig entgegen. Ich habe immer das getan, was mir das Gewissen befahl. Die Nazis haben mich daher gefangen genommen, ins Konzentrationslager gesteckt, zum Tode verurteilt und erschossen. Die Kugel ging mir durch den Kopf, ohne mich zu töten, daher die Löcher an meinem Schädel. Treue Freunde haben mich gefunden, verborgen, gepflegt und gerettet. Doch ich wurde verraten, von den Nazis zum zweiten Male gefangen genommen, wiederum ins KZ gesteckt, wiederum zum Tode verurteilt und noch einmal erschossen. Diesmal wollten sie ihrer Sache sicher sein und schossen mir durchs Herz.

Noch einmal hat ein gütiges Geschick mich gerettet. Die Kugel durchschlug die Rippen,

drang durch den Herzmuskel, ohne die Herzöhle zu eröffnen und kam hinten durch die Lunge wieder heraus.

Sehen Sie die beiden Narben vorne und hinten am Brustkorb. Sie können den Finger hineinlegen. Daher ist mein Herz schwach und krank geworden, so daß ich zusammengebrochen bin.

Gute Freunde haben mich wiederum gerettet, versteckt und geheilt. Und noch einmal haben mich die Verräter ins KZ gebracht.

Bevor ich zum dritten Male zum Tode verurteilt und hingerichtet werden konnte, kamen die Russen. Die Insassen des KZ wurden nun von den Nazis auf ein Schiff verladen, auf die Ostsee hinausgeführt und dort erbarmungslos wie Ratten versenkt und ertränkt. Ich trieb die ganze Nacht auf dem Meere herum, bis ich beim Morgengrauen völlig erschöpft von einem schwedischen Dampfer gerettet wurde.

Nun begreifen Sie, Herr Doktor, daß mein Gesundheitszustand nicht mehr der beste ist.»

Voll Ergriffenheit und Bewunderung für diesen energiegeladenen Menschen blieb ich die ganze Nacht an seinem Krankenlager und beobachtete seine weitere Besserung. Von Zeit zu Zeit brachte ich die freudige Meldung seinen wartenden Freunden, zu denen auch die Bürgermeisterin von Berlin, Louise Schröder und der Bürgermeister Dr. Reutter gehörten.

Am Morgen war die Besserung soweit fortgeschritten, daß eine Überführung in die Klinik gewagt werden durfte. Leider ist aber der mutige Bürgermeister trotz der ausgezeichneten Hilfe eines bekannten Herzspezialisten an einem weiteren Herzinfarkt nach drei Tagen verschieden. Ich werde diesem großartigen Menschen, der für seine Ideale bis in den Tod kämpfte und litt, ein unvergessliches Andenken bewahren.

Dem Andenken eines großen Arztes

Er liegt nun schon seit 18 Jahren auf dem Bergfriedhof am See. Viele erinnern sich an diesen Arzt, der sich zum Wohle der Gemeinde buchstäblich aufgeopfert hat. Dieses einsame Grab ist nicht vergessen.

Ich bin mir wohl bewußt, daß er mit Heftigkeit protestieren würde, wenn er vernähme, daß ich ihm hier ein wohlverdientes, allerdings spätes Denkmal setzen möchte. So will ich mich denn darauf beschränken, seinen Todesmut und die innere Abgeklärtheit im Sterben zu

schildern und damit die Größe dieses Mannes zeigen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich an einem Sonntagmorgen die Meldung seiner besorgten Tochter, daß ich doch bald kommen möchte, da ihr Vater schwerkrank darniederliege und heftige Schmerzen erleide. Er hatte zwar ausdrücklich gewünscht, daß man mich an einem Sonntag nicht rufe, doch konnte die Tochter der Not des Vaters einfach nicht mehr länger zusehen.

Als ich hinkam war der Freund erstaunt und schmollte seiner Tochter über die voreilige Besorgnis, wie er meinte. Da ich nun einmal an seinem Bette saß und ihm endlich vergelten konnte, was er mir selbst in früheren Jahren an ärztlicher Kunst und ärztlichem Wohltun geschenkt hatte, offenbarte er mir sein jahrelanges Leiden, das er geschickt den kundigen Augen seiner Freunde zu verbergen gewußt hatte. Ich war erschüttert zu vernehmen, daß dieser pflichtbewußte Mann mit einem so schweren Leiden jahrzehntlang hingebungsvoll diese strenge Gebirgspraxis versehen konnte. Meine Bewunderung ging in Entsetzen über, als ich ihn untersuchte und seine schwere Krankheit mir offenbar wurde. Er hatte während seines Studiums eine eitrige Blinddarmentzündung durchgemacht. Aus der Narbe hatte sich im Verlaufe der Jahre durch die Anstrengungen seines Berufes ein Bruch gebildet. Dieser war so groß geworden, daß der gesamte Bauchinhalt darin hervorgequollen war. Nun war dieser große Bruch eingeklemmt und es hatte sich bereits der Brand angesetzt. Mein Patient erklärte mir, als er meinen sorgenvollen Gesichtsausdruck sah, daß der Bruch schon viele Male eingeklemmt gewesen sei, er hätte sich aber jedesmal nach kurzer Bettruhe und nach einer Einspritzung wieder von selbst gelöst. Ich solle ihm nur die Einspritzung machen, worauf alles wieder gut würde.

Diesmal und zwar am eigenen Körper stellte dieser hervorragende Arzt die erste Fehldiagnose seines Lebens. Ich überzeugte ihn anhand der feststellbaren Symptome, daß der Bruch sofort operiert werden müsse, und daß der Brand schon weit vorgeschritten sei. Höchste Eile war notwendig. Als er seinen bedrohlichen Zustand erkannte, war er mit der Operation endlich einverstanden, stellte aber vorerst eine Bedingung:

«In der Armenanstalt liegt ein Mädchen mit

einer akuten Blinddarmentzündung. Der Fall wurde mir bereits gestern abend gemeldet, doch konnte ich wegen meiner plötzlichen Erkrankung nicht mehr hingehen. Sei so gut und gehe nun selbst zuerst zu dem armen, kranken Kind, operiere es im Spital. Erst dann bin ich selbst bereit zu kommen, um mich operieren zu lassen.»

Alle Vorstellungen, daß sein Fall dringender sei, prallten an seinem unerschütterlichen Pflichtbewußtsein ab. Mit schwerem Herzen gehorchte ich dem Freund. Das Kind in der Armenanstalt litt tatsächlich an einer weitfortgeschrittenen Blinddarmentzündung. Ich überführte es in den Spital und nahm sofort die Operation vor. Es konnte so durch das Opfer des Hausarztes gerettet werden.

In höchster Eile kehrte ich zum Freund zurück, meldete ihm das glückliche Gelingen der Operation und die Rettung des Kindes. Seine Spannung löste sich; er war glücklich, daß er wiederum jemandem helfen können.

Sein Zustand hatte sich allerdings stark verschlimmert, der Brand war rasch fortgeschritten, die allgemeine Vergiftung und Entkräftigung stellte sich ein. Schon die Fahrt in die Klinik der nächsten Stadt war mit Lebensgefahr verbunden. Der zugezogene Chirurg sah sofort, daß eine Rettung nicht mehr möglich war.

Der treue Freund und liebe Mensch starb kurze Zeit darauf mit einem glücklichen Lächeln auf dem Gesicht, glücklich, daß er die Kraft aufgebracht hatte, seine Pflicht bis zum Ende zu erfüllen und durch seinen Tod noch ein armes Kind erretten konnte. Sein Andenken ist mir heilig.

Der Löffel im Magen Der Bauer am Berghang trank in ruhigen Zeiten, wenn der Schnee auf seinen Wiesen und Wäldern lag, gern ein Gläschen zuviel, damit er seine Sorgen besser vergessen konnte. Und so war er denn an Weihnachten, als die Dämmerung der Christnacht sich langsam über Land und Feld zu legen begann, immer noch in der Wirtschaft, statt zuhause bei seiner Familie. Ja, gerade die weihnachtliche Stimmung hatte ihn dazu verleitet, mehr Kaffee als gewöhnlich hinter seinen Kragen zu schütten.

Die gehobene Stimmung verleitete ihn sogar zu Prahlereien. Er bestellte einen Kaffee nach dem andern, natürlich mit Zusatz von Trestern aus Birnen, die man nach seiner Meinung

nicht ungenützt dem Vieh verfüttern sollte. Jedes Mal, wenn ihm wieder ein neuer Kaffee aufgetischt wurde, steckte er den Löffel mit dem langen Stiel in den Mund bis er hinter den Zahnlücken verschwunden war. Dann trank er den Kaffee in einem Zug und zog den Löffel zur Bewunderung der Zuschauer wieder unter seinem Schnauz heraus. Dieses Kunststück gelang ihm mehrere Male hintereinander, und er sonnte sich in den Augen seiner Bewunderer als großer Zauberkünstler.

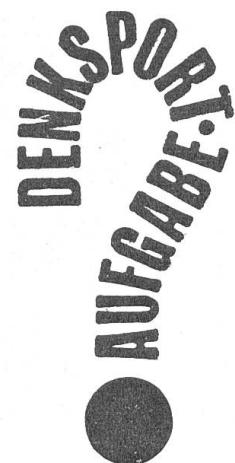
Schlimm für ihn war nun aber, daß inzwischen der genossene Alkohol ihm nicht nur in den Magen, sondern auch ins Gehirn gekommen war, ohne daß er es in seiner gehobenen Stimmung gemerkt hätte. Plötzlich war auch der Löffel mitsamt dem Kaffee verschwunden und konnte trotz aller Bemühungen nicht mehr hervorgezaubert werden. Das brachte ihm etwas Ernüchterung, und er trat schwerfällig mit einem Löffel im Magen den Heimweg an, um mit seiner Familie Weihnachten zu feiern.

Eine Woche lang trug er den Löffel in sich herum und hoffte unverdrossen, mit vielen geheimen Flüchen unterstützt, daß derselbe seinen natürlichen Ausgang finde. Der Magen begann zu schmerzen, der Appetit nahm ab, und die Sorgen konnten durch den Alkohol nicht mehr unterdrückt werden, da dieser nur neue Schmerzen verursachte. Am Silvester entschloß er sich endlich, ganz im geheimen zum Arzt zu gehen.

Ich stellte ihn sofort vor den Röntgenschirm, um das Corpus delicti zu suchen und fand es auf den ersten Blick eingeklemmt zwischen dem Magenausgang und dem Zwölffingerdarm. Der Löffel war zu lang, um die Krümmung des Zwölffingerdarmes zu überwinden, und so blieb er eben stecken; der Stiel schaute noch ein Stück weit in den Magen hinein.

Da war guter Rat teuer. Ich schickte ihn zum Chirurgen, der die operative Entfernung als die einzige Möglichkeit vorschlug. Damit aber wurde dem Bauern zuviel zugemutet; man denke nur an den Ausfall an Arbeitszeit und Verdienst, abgesehen von den hohen Kosten, die eine solche Operation mit sich bringt.

Ich überlegte mir nun, wie der Löffel dem armen Bauern ohne kostspielige Operation entfernt werden könnte. So konstruierte ich denn einen Apparat, wie er bisher in der medizinischen Wissenschaft wahrscheinlich noch nie gebraucht worden war. Ich nahm eine lange,



In einem Raume stehen zehn gleiche Säcke mit Goldkörnern zu 5 Gramm. Über Nacht wird ein Sack ausgetauscht gegen falsche Körner, die genau gleich groß sind, gleich aussehen, aber nur vier Gramm wiegen. Den Säcken ist nichts anzusehen. Nun soll durch eine einzige Wägung herausgefunden werden, welcher Sack die falschen Goldkörner enthält.

Auflösung Seite 92

zähe Hartgummisonde, schraubte vorne eine Bleikugel daran und machte darüber eine olivenförmige Öffnung. Dahinter in der Sonde verborgen war eine Drahtschlinge, die sich beim Herausstoßen sofort entfaltete.

So stellte ich den Bauern diesmal in nüchternem Zustand wiederum vor den Röntgenschirm und führte unter Kontrolle des Auges die Magensonde ein. Als die Bleikugel, die im Strahlenbündel sehr gut sichtbar war, sich gegenüber dem Löffelstiel befand, stieß ich die Drahtschlinge durch die Sonde von oben heraus. Wie ich erwartete, entfaltete sie sich direkt über dem Löffelstiel, und es war keine große Kunst mehr, den Stiel in die Schlinge hineinzuführen. Dann wurde der Schlingendraht wiederum vom Munde her zusammengezogen und der Löffel saß fest an meiner Sonde. Ein kleiner Zug und schon sah ich ihn im Magen liegen, ein weiterer Ruck und er flog mitsamt der Sonde hoch im Bogen zum Munde heraus. Die ganze Operation dauerte nur wenige Minuten und ging ganz unblutig vor sich.

Dankbar nahm der Bauer den Löffel, der inzwischen ganz schwarz geworden war, in seine Hosentasche und ging damit nicht etwa nach Hause, sondern natürlich wieder in die Wirtschaft, um, wie er sagte, seinen Magen nun mit vollem Recht zu «desinfizieren».